

# Der Weg aus der Blockade

Wenn Roman Neß spricht, kommen ihm bisweilen die Worte abhanden. Er stottert. Lange Zeit kämpfte er dagegen an. Inzwischen hat er seine Besonderheit akzeptiert. Die Geschichte einer Erlösung

*Von Steffen Herrmann (Text) und Salome Roessler (Fotos)*



„Das Gleichgewicht halten, nicht stürzen.“

## Es gibt keinen Trick, keine Wunderpille, und nur selten verschwindet das Stottern einfach wieder von selbst

Wie ist er hier gelandet? Roman Neß steht am Fuß eines Kraters. Um ihn herum ragen die Wände auf, steil, unbezwingbar. Roman schaut hinauf. Er will heraus, will hoch, will dieser Falle endlich entfliehen. Er nimmt Anlauf, sucht nach Ästen oder Steinen, nach irgendetwas, das er greifen, an dem er sich hinaufziehen kann. Doch die Wände sind glatt, er findet keinen Halt.

So fühlt es sich an. Roman ist in einer Blockade: Er stottert. Mal stärker, mal schwächer, aber gerade geht nichts mehr. Die Wörter, die er im Kopf hat, wollen seinen Mund nicht verlassen.

Von außen wirkt die Situation völlig harmlos: ein junger Mann in seinen Zwanzigern, kariertes Hemd, Jeans, Pferdeschwanz, freundliches Gesicht. Mit Freunden sitzt er in einer Kneipe, es ist laut, man lacht, man trinkt, ein ganz normaler Abend. Aber nicht für Roman, denn der junge Mann ist an zwei Orten gleichzeitig: mit seinen Freunden in der Kneipe und in der Blockade.

Er beschreibt es so: „Ich bin in eine Kuhle gefallen, aus der ich es nur ruhig und konzentriert herauschaffe. Wenn ich die Ruhe verliere, grabe ich den Boden am Rand weg und komme noch schlechter heraus.“

Wie seine Freunde hatte Roman etwas bestellen wollen. Aber als er an der Reihe war, blieb er stumm – scheinbar. Dabei hatte er sich vorbereitet, die Wörter im Kopf zurechtgelegt, „um es möglichst flüssig über die Bühne zu bringen“. Jetzt steckt er in der Blockade fest. Während er versucht, aus dem Krater in seinem Inneren herauszuklettern, verzieht er das Gesicht, wirft den Kopf zurück, verkrampft. Sekundärsymptome des Stotterns.

Auch die Bedienung ist gestresst. Die Kneipe ist voll, Bestellungen müssen schnell aufgenommen und abgearbeitet werden. Sie will Roman helfen, aber macht es damit nur schlimmer: Er könne ihr doch auf der Karte zeigen, was er bestellen wolle; ob vielleicht einer seiner Freunde wisse, was er haben möchte; ob sie später wiederkommen soll? Was gut gemeint ist, lässt Roman noch mehr verkrampfen.

Solche und ähnliche Situationen hat er oft erlebt. Ihm geht es wie rund 800.000 Menschen in Deutschland. Der 31-Jährige leidet an einer Redeflussstörung. Er stottert. Nicht immer aber wirkt sich das so dramatisch aus wie in der Kneipe, wenn alles blockiert – Artikulation, Atmung, Stimmgebung –, wenn die Worte nicht so wollen wie er. Und Roman minutenlang verstummt, stammelt, verkrampft.

Manchmal fällt das Stottern kaum auf. Dann fließen die Wörter zwar, nur etwas stockend: Roman wiederholt einzelne Laute („u-u-und“) und Silben („la-la-laufen“), manchmal auch ganze Wörter („dann dann dann“) oder er zieht sie in die Länge („Weeeeelle“). Das sind die flachen Kuhlen, die ihn zwar aus dem Gleichgewicht bringen, aber nicht stürzen lassen.

Das Stottern ist Romans ständiger Begleiter – bei der Arbeit im Darmstädter Software-Unternehmen Cosee. Bei Kneipenbesuchen, bei jedem Treffen mit seinen Freunden, seinen Eltern. Roman hat sich daran gewöhnt, es ist ein Teil seines Lebens. Für ihn ist es keine Behinderung, das betont er, sondern eine unangenehme Besonderheit. „Unangenehm“ – das Wort wählt er oft, wenn er über das Stottern spricht. Er sagt es beiläufig, fast entschuldigend.

Roman hat das Stottern akzeptiert. Aber bis dahin war es eine lange Reise.

Der Anfang ist unspektakulär. So unspektakulär, dass Roman sich nicht wirklich daran erinnern kann. Das Stottern gehöre zu ihm, sagt er. „Ich kenne es nicht anders.“ Von seinen Eltern weiß er, dass es im Alter von etwa drei Jahren begonnen haben muss. Ungewöhnlich ist das nicht: Etwa fünf Prozent aller Kinder stottern phasenweise. Meistens tritt die Redeflussstörung erstmals zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr auf. Bei einem Großteil der Kinder verliert sich das Stottern später – warum, ist unklar. Hält es aber auch mit dem Ende der Pubertät an, gibt es kaum Hoffnung auf eine Erlösung.

Das Stottern hat hauptsächlich genetische Ursachen. Weil es oft gehäuft in Familien auftritt, nehmen Expert:innen an, dass die Veranlagung zum Stottern vererbt wird. Auch das Gehirn spielt eine Rolle: Bei Stotternden sind Regionen der rechten Gehirnhälfte überaktiv. Die Forschung geht davon aus, dass deshalb wiederum die Aktivität von Regionen der linken Gehirnhälfte gehemmt wird – dort liegt das Sprechzentrum. Die Folge: Man stottert.

Entgegen der wissenschaftlichen Erkenntnisse halten sich bis heute Vorurteile, wer stottert, sei weniger intelligent oder habe psychische Probleme. Auch die Annahme, dass ein traumatisches Erlebnis in der Kindheit Stottern verursacht, gilt in der Wissenschaft als widerlegt.

Roman wächst als Einzelkind auf dem Land auf. Eine unauffällige Kindheit in Unterfranken, irgendwo zwischen Aschaffenburg und Würzburg. Der Junge bemerkt selbst nicht, dass er über Silben und Wörter stolpert. Aber dann öffnet sich die Welt: Kindergarten, Grundschule, Gymnasium. Er wird älter, und mit ihm wächst auch der Raum, den das Stottern in seinem Leben einnimmt: „Es wurde mir immer unangenehmer.“

Es. Damit meint er das Stottern, aber auch alles, was dazugehört: Das Zucken, das Zurückwerfen des Kopfes, die Grimassen, wenn der Mund die Wörter herauszupressen scheint. Die Selbstzweifel, die Unsicherheiten, die Angst vor dem Kontrollverlust.

Denn das Stottern hat viele Begleitsymptome: Man spricht schneller, hilft sich mit Wörthülsen. „Ähm.“ „Ja.“ „Äh.“ Oder vermeidet bestimmte Wörter. Es verändert Atmung und Motorik, der Körper reagiert mit Herzrasen oder Schwitzen.

Vor allem an den psychischen Begleitsymptomen leiden viele Menschen, die stottern: an der Scham, dem Frust, der Angst. Sie vermeiden bestimmte soziale Situationen, gehen nicht auf Partys oder weigern sich, in der Schule, an der Universität oder im Beruf vor anderen zu sprechen oder gar Vorträge zu halten. Manche igeln sich ein und brechen fast alle ihre Kontakte ab. Sie wählen die soziale Isolation. So groß ist die Angst davor, sich dem eigentlichen Problem zu stellen.

In der Schule zeigt Roman scheinbar zwei Gesichter: In der Pause spielt er unbeschwert mit seinen Freunden, lebhaft, arglos, wie die anderen Kinder auch. Im Klassenraum ist er dagegen schweigsam, zurückhaltend, wenn er aufgerufen wird, bekommt er kaum ein Wort heraus. Manche Lehrer, sagt er heute, dachten wohl: „Der tut nur so.“ Sie waren nicht die Verbündeten, die er gebraucht hätte, indem sie ihn in seinem Selbstbewusstsein gestärkt und um Verständnis für ihn geworben hätten. Heute schüttelt Roman den Kopf, wenn er sich daran erinnert.

Dabei ist es nicht schwer, sich richtig zu verhalten – ob als Lehrerin in der Schule oder bei einer zufälligen Begegnung in der Kneipe: „Im Zweifel einfach nachfragen“, rät Roman. Ansonsten gelte, was in Gesprächen immer höflich sei: dem Gegenüber in die Augen schauen, ausreden lassen, Interesse zeigen, einander Zeit geben. „Aber keinesfalls die Wörter oder Sätze vorsagen, das macht den Stotternen nur noch nervöser.“

Als Roman zwölf Jahre alt ist, zieht er um. Seine Eltern haben ein Haus gebaut, die Familie wohnt nun in Röllbach, „wirklich ein Dorf“, eine kleine Gemeinde, kaum 2000 Menschen. Hier ist man stolz auf das ländliche Leben, auf die Maria-Schnee-Kapelle, deren Grundriss einst auf wundersame Weise im Schnee aufgetaucht sein soll, und auf den fruchtbaren Boden der Region, der die Rüben fett werden ließ und den Röllbachern den Spitznamen „Worzelköpp“ einbrachte. Hier, in seiner neuen Heimat, findet der junge Roman keinen Anschluss. In der Schule, die er weiterhin besucht, hat er dagegen einen festen Kreis von Freunden. Wenn er mit ihnen zusammen ist, spielt das Stottern keine Rolle, er fühlt sich akzeptiert und sicher.

Aber Roman wird älter, und seine Welt öffnet sich immer weiter: Partys, Schwärmerien, neue Freundschaften und erste Lieben. Die Pubertät – eine Lebensphase, in der die Außenwirkung immer wichtiger wird: Was denken die anderen von mir? Wo stehe ich im sozialen Gefüge? Und die Frage aller Fragen: Wer bin ich? Für Roman ist es eine schwierige Zeit. Das Stottern, die Sekundärsymptome und der Kontrollverlust, der damit einhergeht, beschäftigen ihn sehr. Fremde Menschen ansprechen, locker und lässig sein – eine große, fast unüberwindbare Herausforderung.

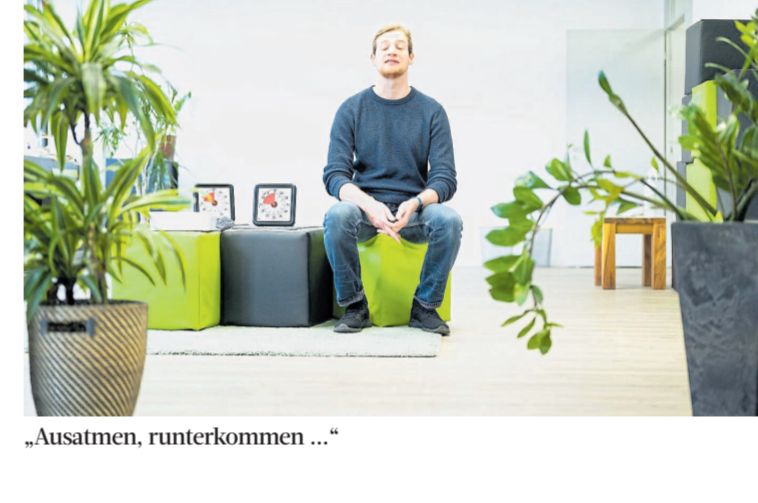


„Spontan mit anderen Musik machen, das fehlt mir.“

**Solange er in der Schule nicht sprechen musste, war alles gut. „Manche Lehrer dachten wohl: Der tut nur so“**



„Seitdem ich arbeite, hat das Stottern nie im Vordergrund gestanden.“



„Ausatmen, runterkommen ...“



„... und mit Ruhe einen neuen Versuch wagen.“

## Manche wählen die soziale Isolation. Zu groß ist die Angst davor, sich dem eigentlichen Problem zu stellen

Und: Das Stottern wird stärker. „Das hat mich ziemlich belastet“, sagt Roman heute. Er klingt entspannt, die Pubertät liegt inzwischen weit zurück und er scheint gestärkt aus ihr hervorgegangen zu sein. Aber für den Pubertierenden ist es eine Katastrophe. Die Lösung: Schweigen, einfach gar nichts mehr sagen. „Ich wollte einen guten Eindruck machen und das Stottern verhindern, was aber genau das Falsche war, weil es den Druck auf mich immer weiter erhöht hat.“ Ein Teufelskreis.

Der Jugendliche will „normal“ sein, „normal“ sprechen können. Er leidet am Stottern, aber er weiß wenig darüber, nichts über Ursachen, nichts über Therapieansätze. Gerade ist er 14 Jahre alt geworden, da glaubt er, die Erlösung gefunden zu haben: In einer Fernsehsendung wird eine Therapie vorgestellt. Ihr Versprechen: Stottern ist heilbar. Endlich Heilung, endlich Normalität! Der Junge ist begeistert, und auch seine Eltern sind überzeugt. Wie viel sie damals für die „Therapie“ zahlen, weiß Roman nicht mehr. „Es waren wohl etwa 1000 bis 2000 Euro pro Woche, dazu die Kosten für eine persönliche Hypnose-CD.“ Roman hat hohe Erwartungen, hofft auf ein „normales Leben“ – und wird bitter enttäuscht. Die Familie ist Betrugern aufgefressen. „Man hat uns das Geld aus der Tasche gezogen.“

Was er damals nicht weiß: Es gibt keinen Trick oder eine Wunderpille. Seriöse Therapien dauern Wochen oder Monate,

und auch nach ihrem Ende müssen Stotternde Erlerntes regelmäßig üben, wenn sie weiterhin flüssig sprechen wollen – so auch „berühmte Stotterer“ wie Schauspieler Bruce Willis oder US-Präsident Joe Biden. Zu einem wundersamen Verschwinden des Stotterns kommt es nur sehr selten.

Für Roman bedeutet die kostspielige Täuschung auch einen psychischen Rückschlag: „Ich hatte die Schnauze voll.“ Knapp vier Jahre wird es dauern, bis er sich wieder zu einer Therapie überwinden kann. Dann, mit 18 Jahren, absolviert er die Kasseler Stottertherapie. Sie basiert auf einem modifizierten „Fluency Shaping“-Konzept. Das heißt: Mit einem verlangsamt, weichen und gebundenen Sprechen sollen Stotternde lernen, ihre Sprechmuster zu ändern. Zum Beispiel Vokale zu dehnen, am Anfang eines Wortes sanft und leise zu sprechen oder die Atmung zu kontrollieren. Techniken also, die das Stottern nicht heilen, das Sprechen aber wieder flüssig machen.

Für Roman ist das ein Schritt in die richtige Richtung. Aber am Ende des zweiwöchigen Intensivkurses tut er sich schwer, das Gelernte in seinen Alltag zu integrieren. „Noch heute ist es so, dass ich mit Sprechtechniken nicht weit komme, weil ich zu unruhig bin.“

Unterdessen läuft die Jugend an ihm vorbei. Oberstufe, Abitur, das Studium steht an. Roman ist erwachsen geworden, aber das Stottern und die Unsicherheiten sind geblieben.



„Das tut meinem Sprechen gut.“



Wegen der Corona-Pandemie hatten FR7-Autor Steffen Herrmann und Roman Neß vor allem virtuell Kontakt, sie konnten sich aber auch einmal „im wahren Leben“ begegnen.

scheidung: fort von Referaten, mündlichen Prüfungen, fort vom Sprechen. Dort hin, wo die gesprochene Sprache nur eine kleine, unbedeutende Rolle spielt: Sie arbeiten in einer Gärtnerei oder einem IT-Unternehmen, körperlich, mit den Händen oder in einem stillen Hinterzimmer.

Auch Roman kennt diesen Impuls. Er hat ihn bei sich selbst, bei Freunden und Leidensgenossen beobachtet. „Viele trauen sich ein Studium nicht zu, obwohl sie ein gutes Abitur haben.“ Sie sind hartnäckig, die Zweifel, die Angst, die Unsicherheit. „Ich wusste nicht, ob ich überhaupt eine Chance in der Arbeitswelt habe“, erinnert sich der 31-Jährige an das Ende der Schulzeit.

Seine Zweifel werden von außen oft noch verstärkt: Vor dem Abitur kommt ein Berufsberater in die Klasse. In einem Gespräch schildert der Abiturient, wo er seine Stärken sieht, welche Wünsche er an sein Berufsleben hat. Der Berater sucht ihm „Studiengänge für benachteiligte Menschen“ heraus, wie sich Roman erinnert. „Das war sehr frustrierend.“

Aber er findet die Kraft für einen Entschluss: Roman verlässt das Elternhaus und wagt den Schritt vom ländlichen Leben in die Stadt. Das Ziel ist Darmstadt. An der Technischen Universität will er Informatik studieren. Das Fach sucht er sich aus, weil er ahnt, dass er dort nicht zur Kommunikation gezwungen werden wird. „Weil ich da vor mich hinarbeiten kann.“

Fortsetzung auf Seite 6

## Die Hoffnung auf ein Leben ohne Stottern hat er aufgegeben. Aber das war auch eine Befreiung

Die Jahre vergehen, es wird besser. Nicht das Stottern, das bleibt. Aber der Umgang damit. Roman lernt, das Stottern zu akzeptieren – auch, weil er weitere Therapien macht. Zuletzt im Jahr 2014: Damals lässt er sich für insgesamt zehn Wochen stationär in der Bonner LVR-Klinik, eine Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Neurologie, behandeln.

In Bonn, sagt Roman, habe er den Schalter endlich umlegen können. Er bezieht ein Zimmer auf der Station, die er sich mit insgesamt zehn Menschen teilt. Gemeinsam mit vier Therapeut:innen arbeiten sie am Stottern, das heißt: Sie beschäftigen sich vor allem mit der Angst und der Scham, die das Stottern begleiten.

Am ersten Tag erfährt Roman, dass alle Teilnehmenden nach fünf Wochen Therapie einen Vortrag halten müssen – vor Logopädie-Studierenden. „Ich dachte nur: Oh Gott, das wird richtig unangenehm.“ Am Tag des Vortrags ist Roman nervös, aber inzwischen spürt er auch Vorfreude – ein völlig neues Gefühl. Er spricht über sein Stottern, darüber, wie er sich selbst wahrnimmt und über seine Erfahrungen der vergangenen Wochen. Alles läuft glatt, das Feedback ist gut.

Die Therapie in Bonn verändert etwas, das spürt Roman schon damals deutlich. Er stottert weiterhin, aber geht gelassener damit um. Er lernt, wie er aus dem Krater herauskommt, wie er eine große Blockade auflösen kann. „Ich mache mir die Bewegungen, die ich beim Sprechen ausführen würde, bewusst. Keine Ahnung, ob man das versteht, aber ich versuche zum Beispiel mit einem Reiben vom D zum A zu kommen: D \_\_ as. Ganz bewusst. Und das Wichtigste ist natürlich, ruhig und gelassen zu bleiben.“ Das sei die Königsdisziplin. Er lächelt. „Ausatmen, runterkommen und mit Ruhe einen neuen Versuch wagen.“

Ruhe und Gelassenheit – Roman strahlt sie aus. Er stottert auch jetzt, während er erklärt, wie er große Blockaden überwindet, aber es scheint ihn nicht mehr zu stören. Er ist im Reinen mit sich und seiner Besonderheit.

„Wenn man lernt, das Stottern zu akzeptieren, fällt ganz viel weg.“ Er sitzt in seiner kleinen Darmstädter Wohnung, um die nassen Haare ein Handtuch gewickelt. Gerade war er duschen, später wird er arbeiten müssen. An der Wand hinter ihm lehnt eine Bassgitarre, daneben steht ein E-Piano. Gerne würde sich Roman nach Feierabend mit Freunden treffen, Musik machen, gemeinsam Jazz spielen, aber die Pandemie lässt es gerade nicht zu.

Seit dem ersten Lockdown spielt der 31-Jährige Klavier, ein echter Ersatz für das Musizieren in einer Gruppe ist es aber nicht. „Sich spontan mit fünf Leuten zu treffen und Jazz zu machen – das fehlt mir.“

Die Musik begleitet ihn seit der Pubertät. Erst die Gitarre, dann der Bass. Und die Auftritte. Als Mitglied einer Akustikband spielt Roman im Rhein-Main-Gebiet. Die Musik frisst viel Zeit, aber die vielen Übungsstunden lohnen sich: Die Band tritt fast monatlich irgendwo auf. Roman lernt viele Menschen kennen, sein Selbstvertrauen wächst. Auch weil das Stottern während der Jam-Sessions nicht im Vordergrund steht: Es geht allein um die Musik. Die Band löst sich 2018 zwar auf, aber die Liebe zur Musik bleibt ihm. Geholfen hat Roman auch der Kontakt zu anderen Betroffenen – während der Therapien und in seiner Selbsthilfegrup-

pe. Seit 2016 leitet er die Treffen der Darmstädter „Flow“-Gruppe. Deutschlandweit gibt es etwa zehn solcher Gruppen, die sich speziell an Jugendliche und junge Erwachsene richten.

Derzeit treffen sich Roman und die anderen Mitglieder virtuell – eine Folge der Pandemie. In unregelmäßigen Abständen schalten sie sich zusammen. Dabei reden sie vor allem über das, was „sprachlich“ seit dem vergangenen Termin passiert ist. Roman organisiert und leitet die Treffen routiniert.

„Viele haben, wenn sie an Selbsthilfe denken, eine völlig andere Vorstellung“, sagt er. „Ich selbst dachte früher, man sitzt bei den Treffen auf Klappstühlen und bemitleidet sich. Aber so ist es nicht.“ Stattdessen geht es locker zu; man übt gemeinsam Sprechtechniken oder sitzt einfach nur gemütlich zusammen bei Bier und Bratwurst. Bei „Flow“ gibt es einen festen Kern, der sich seit vielen Jahren kennt, aber die Treffen sind auch offen für Menschen, die nicht stottern.

In der Gruppe sieht Roman bei anderen Betroffenen, wie „scheißegal“ ihnen das Stottern inzwischen ist. Dieses Level an Akzeptanz strebt auch er an. „Noch bin ich da aber nicht.“

Trotzdem ist heute schon vieles möglich, was lange undenkbar war. Für seinen Arbeitgeber nimmt Roman im vergangenen November an einem sogenannten Techtalk teil. Der Software-Entwickler soll über seine Arbeit für die digitale Version der Brettspielmesse „Spiel“ sprechen: Live auf Youtube mit Hunderten Aufrufen. Eine Herausforderung, denn den bisher letzten Vortrag dieser Art hat er knapp fünf Jahre zuvor gehalten – kurz nach der Therapie in Bonn, als das Wissen um Sprechtechniken und den Umgang mit dem eigenen Stottern noch frisch war. Roman ist aufgeregt, auch weil er weiß, dass sein Stottern deutlich zu hören sein wird. „Ich hatte Angst, dass alles weg ist, was ich an Akzeptanz aufgebaut habe.“

Rund zwei Stunden lang sprechen andere Teilnehmende, dann ist es so weit, der letzte Talk der Veranstaltung. Roman sagt, er müsse etwas vorweg schicken: „Ihr hört sicher, dass ich manchmal nicht so flüssig rede. Das liegt nicht nur am Mikro, sondern daran, dass ich stottere.“ Er atmet durch. Das ist schon mal geklärt. Jetzt geht es ans Inhaltliche. Roman spricht über die Infrastruktur der Messeplattform, ein technisches Thema. Roman ist in seinem Element. Seine Stimme ist ruhig, der Oberkörper der Kamera zugewandt. Er stottert, ja, aber er wirkt dabei selbstsicher und souverän.

Der Vortrag ist ein Erfolg – und Roman ist froh, sich dazu überwunden zu haben. In der Software-Entwicklung gibt es ein Sprichwort, sagt er: „If it hurts, do it more often.“

Wenn es schmerzt, mach es öfter.

Roman lächelt. Vieles ist anders gekommen als gedacht. Die Ruhe, die sich der schüchterne Abiturient vor knapp 15 Jahren von der Informatik erhoffte, hat sich nicht eingestellt. Bei seinem Darmstädter Arbeitgeber erlebt er das Gegenteil – ständigen Kundenkontakt: „Ich muss den ganzen Tag mit Leuten reden, und das tut meinem Sprechen gut.“

Überhaupt, der Job – ein Glücksfall. „Seitdem ich arbeite, hat das Stottern nie im Vordergrund gestanden. Keine blöden Kommentare, kein Mobbing.“ Stattdessen: ein junges Team, lichtdurchflutete Räume,

Über das Stottern und mögliche Therapien informiert die Bundesvereinigung Stottern & Selbsthilfe auf ihrer Internetseite [www.selbsthilfe-stottern.de](http://www.selbsthilfe-stottern.de). Dort sowie auf der Webseite [www.flow-sprechgruppe.de](http://www.flow-sprechgruppe.de) gibt es eine Aufstellung von bundesweiten Selbsthilfegruppen.

Ein wichtiger Ratgeber für Betroffene und Angehörige ist die „Patientenleitlinie Redefluss-Störung“ der Deutschen Gesellschaft für Phoniatrie und Pädaudiologie, zu finden unter dem Menüpunkt „Leitlinien“ auf [www.aumf.org](http://www.aumf.org)

Feierabendbiere, dazu die Mischung aus Software und Naturwissenschaften, die ihn reizt.

Auch privat läuft es gut. Zwar ist Roman seit ein paar Monaten wieder Single, aber auch in der Liebe spielt das Stottern nicht mehr die Hauptrolle. Bis heute macht er sich Gedanken über seine Wirkung auf andere Menschen. Aber was ohnehin nie zu verstecken war, zeigt er mittlerweile ganz offen: Er stottert. „Wenn meine Partnerin das nicht akzeptieren kann, dann ist sie wahrscheinlich nicht die Richtige.“

Roman ist angekommen. Mit seinen 31 Jahren ist die Hoffnung auf ein Leben ohne Stottern verschwunden. Aber schlecht ist das nicht. Hoffnung kann eine Fessel sein. Hoffnung kann fixieren, umklammern, beschränken. Nicht mehr hoffen zu müssen, das war auch eine Befreiung.

In dem Krater findet sich Roman nur noch selten wieder. Aber wenn es passiert, wenn er da unten steht und die glatten Wände hinaufschaut, wenn er ruft, aber die Worte nicht gehorchen wollen, die Sätze irgendwo zwischen Gehirn und Zunge verlorengehen, dann weiß er: Ich finde einen Halt. Ich schaffe es heraus. Einatmen, ausatmen, ruhig bleiben. Ich schaffe es heraus.



„Ein völlig neues Gefühl.“

Manche Knoten erfordern viel Geduld. Ob in Schnürsenkeln, langen Haaren oder dem Kabelsalat hinter dem Fernseher – sie sind stets extrem lästig. Und wer nicht die nötige Ruhe für das Problem aufbringt, hastig reißt und zerrt, macht die Sache nur noch schlimmer. Irgendwann hilft nur noch eine Schere. Oder die Zauberkunst.

Wobei Entfesselungskünstler ja längst nicht nur Knoten lösen, sondern sich allerlei beängstigende Geräte und Fixierungsmethoden ausgedacht haben, um ihr Publikum zum Staunen zu bringen. Das Genre entstand eigentlich aus einer betrügerischen Masche. Im 19. Jahrhundert ließen sich falsche Spiritisten bei Geisterbeschwörungen festbinden, dann ging das Licht aus und vermeintliche Geister gaben Klopfzeichen. Tatsächlich stammten die Geräusche aber nicht aus dem Jenseits, sondern von den Betrügern, die sich kurz aus ihrer Fixierung befreit hatten. Manchmal verrückten sie im Dunkeln auch Gegenstände und schrieben das ihren ausgereiften telekinetischen Fähigkeiten zu.

Später entwickelten Zauberer aus diesen Geistertricks die Entfesselungskunst, die bis heute ihr Publikum findet. Und ja, es sind bis in unseren Zeiten im Wesentlichen nur Männer, die von sich reden machen, weil sie sich zu Showzwecken in alles Mögliche einzwängen lassen und bei der Selbstbefreiung manchmal Leib und Leben riskieren.

Einer der berühmtesten Entfesseler war der US-amerikanische Zauberer Harry Houdini, der anders als die betrügerischen Geisterbeschwörer tatsächlich erstaunliche Fertigkeiten besaß, um aus den unterschiedlichsten Fixierungen zu entkommen. Als Erik Weisz in Ungarn geboren, benannte er sich nach einem französischen Magier und hatte schon einige glücklose Zirkusjahre in den USA hinter sich, bevor er in Europa zu einem der bekanntesten Showstars aufstieg. Er trat meistens nicht mit manipulierten Requisiten auf, sondern entkam tatsächlich allen von Herausforderern angelegten Fesseln. Auch erfahrene Polizisten, von denen er sich zum Beweis, dass er weder Dietrich noch Eisensäge bei sich hatte, nackt fesseln ließ, scheiterten an ihm.

Mit immer waghalsigeren Nummern feierte Houdini schließlich auch in den USA große Erfolge. Er erfand den Trick mit der Zwangsjacke, mittlerweile ein Klassiker des Genres. Aus ihr befreite er sich kopfüber von einem Hochhaus baumelnd – für das Publikum von allen Seiten einsehbar. Er ließ sich auch gern mit und ohne Handschellen, in Gefängnisse, Kisten, Särgen und sonstige Behälter wie etwa riesige Milchkanne sperren, manchmal auch unter Wasser. Einmal harpte er in einem Metallsarg, der in einem Hotelpool versenkt wurde, 91 Minuten aus, er erklärte das mit seiner kontrollierten Atemtechnik.

Houdini, der als choleric, geltungsstüchtig und extrem ehrgeizig galt, wusste seinen Körper zu beherrschen und nahm es daher auch mit Fakiren auf. Doch das wurde ihm am Ende zum Verhängnis. So rühmte er sich, den Schlag eines jeden Mannes in seinen Bauch durch Anspannung seiner Muskeln zu überstehen und starb im Alter von nur 52 Jahren an einer Bauchfellentzündung, offenbar eine Folge solcher Hiebe.

Der Entfesselungskünstler, der auch ein Meister der Selbstvermarktung war, wurde zur Kultfigur, zahlreiche psychologische Bücher, Romane, Serien und Spielfilme erschienen über ihn und sein schillerndes Leben. Auch moderne Nachfolger zehren bis heute von seinem Ruhm, indem sie sich an seinen spektakulären Tricks versuchen.

Nicht immer mit Erfolg. Falscher Ehrgeiz kann in diesem Metier schnell zum Verhängnis werden. Vor sechs Jahren

# Mach los!

Wer die Kunst des Entfesselns beherrscht, kann sich aus jeder Zwangslage befreien – nun ja, fast jeder

Von Regine Seipel

wollte etwa der britische Entfesselungskünstler Antony Britton den großen Meister übertreffen. Mit Handschellen gefesselt, ließ er sich in einer knapp zwei Meter tiefen Grube lebendig begraben. Sein Team wartete neun Minuten auf ein Lebenszeichen, dann buddelte es den Stuntman aus. Er war bewusstlos geworden, überlebte mit ein paar Kratzern und berichtete später gegenüber britischen Medien von dem beängstigenden Druck der auf ihm lastenden Erde und seinem Gefühl der absoluten Hilflosigkeit. Woran er scheiterte, gab er nicht bekannt, denn Handschellen, so verriet es zumindest Houdini einst höchstpersönlich, sollen eigentlich recht einfach zu öffnen sein. Jedenfalls spielte sich die international beachtete Buddelei auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Yorkshire ab, und weil Zauberer stets auf Medienaufmerksamkeit angewiesen sind, wird wohl nie in Erfahrung zu bringen sein, ob die Sache vielleicht sogar inszeniert war.

Spektakuläre Bilder produzieren Entfesselungskünstler also noch immer, auch wenn sie wohl nie mehr an den Ruhm ihres Vorgängers heranreichen werden. Der Illusionist Peter Valance zeigte zum Beispiel in der ZDF-Sendung „Sag die Wahrheit“ einen etwas abgewandelten Zwangsjackentrick. Wie Houdini hing er kopfüber in Stoff verschnürt – und das noch an einem brennenden Seil in einer Todeskralle. Präparierte Zwangsjacken gibt es in Zaubershops zu kaufen, ob die zum Einsatz kamen, wurde in der Sendung nicht diskutiert. Jedenfalls hatte Valance eine Minute Zeit, sich zu befreien, bevor die Kralle zuschnappen würde, was ihm glücklicherweise gelang. Er zaubert bis heute.

Es hätte auch anders kommen können. Ein indischer Magier überlebte seinen Entfesselungstrick im Stil Houdinis vor knapp zwei Jahren nicht. Verschnürt mit Stahlkette und Seil hatte er sich in dem Ganges versenkt – und blieb trotz intensiver Suche verschwunden. Am nächsten Tag wurde seine Leiche geborgen. Nach Medienberichten gab es offenbar keine Sicherheitsvorkehrungen.

Das riskierte Mario Richter nicht, ein mutiger Magier vom Bodensee, der ebenfalls mit einem Houdini-Entfesselungstrick von sich reden machte. Im April 2018 ließ er seinen Körper mit zehn Metern Stahlketten umwickeln, die mit sechs Schlössern gesichert waren, ein zwölf Kilogramm schwerer Bleigürtel gab ihm zusätzlich Gewicht. So sprang er in Friedrichshafen in das frühjahrskühle Bodenseewasser, wurde tief in den Schlamm gezogen und tauchte wenige Minuten später vom Stahl befreit wieder auf. Immerhin hatte er zwei Sicherheitstaucher an der Seite, die ihn im Notfall mit Sauerstoff versorgt hätten. Darauf hatten auch die Behörden bestanden. Aber es ging ja alles gut, die Menge applaudierte.

Wie er das wohl gemacht hat? Mit Ruhe und Geduld wohl nicht, eher mit hartem Training und sehr viel Übung – und, weil es gar so unglaublich erscheint – vielleicht doch mit ein bisschen Magie.



FR7-Redakteurin Regine Seipel mag Knoten nicht – weder in Haaren noch in Hirnwindungen. Mit beiden hat sie keine Geduld.